

Berliner Tageblatt mit „Zeitgeist“



Anton.

T. W. Es wäre sicher falsch, wollte man sich bei den Einzelheiten des Nachweises aufhalten, das die Regierung dem preußischen Volke als „Wahlreform“ zu bieten versucht. Zu diese oder jene Bestimmung besonders grobsteckend, ist im Grunde gleich, denn man war von der Unfähigkeit der am „Reformwerk“ beteiligten Persönlichkeiten ja schon vorher überzeugt. Wichtiger als das Detail, wichtiger als der einzelne Paragraph, ist der Geist, der aus der Vorlage spricht, und da muß man in aller Evidenz sagen: es ist ein niedriger, ein durch und durch unanständiger Geist.

Mit einer beispiellosen Ferocität und einem herausfordernden Übermut werden der Handwerker, der Arbeiter und der kleine Kaufmann hier für minderwertig erklärt und von den „Gebildeten“ — Junker, Schulleute und Militärs — getrennt. Mit einem ungläubigen Mangel an wirklichem Patriotismus, an wahren Nationalgefühl, wird ein tüchtiges und nur leider zu langweiliges Volk in zwei Teile zerissen, werden die Klassen feindselig gegenübergestellt. Aber eine solche Vorlage herauszubringen und verteilt, der hat wirklich eine eigene Meinung, und es wäre nur eine zweifelhafte Entschuldigungsform, wenn jemand sagen wollte, daß nicht viel dahinter ist.

Die Vorlage wäre vielleicht doch nicht ganz so fälschlich ausgefallen, und man hätte ihre aufsteigende Tendenz zum mindesten vorzüglich umhüllt, wären die Beamten, Soldaten, Falkenjäger und Gensdarmen mit dem Leben zufrieden nur ein wenig verarmt. Es ist oft ersprechend, wie fremd selbst die besseren Elemente dieser Kreise dem Volke gegenüberstehen, und wie selbst der Aufständische in einem unbewußten Schmutz auf die Plebejerklasse hinstarrt. Diese Leute, die schon als kleine Büden der Familienlosigkeit angehängt, haben gewöhnlich ihre ganze Karriere durch Vererbung und Familienbesitzungen gemacht. Natürlich gegen alle Anstöße des Lebens, vor jeder bürgerlichen und wirklich tüchtigen Konkurrenz bewahrt, festeten sie allmählich hinaus, und sie glauben den Kampf ums Dasein zu vermeiden, wenn sie einen Nebenmann von der Bekleidungsstufe herdrängen. Und wie sie selbst durch Privilegien und Vetternschaften in die Höhe gelangt, so wird Herr v. Bethmann seinen Platz den Weg bahnen, Herr v. Rheinbaben seinen Ruhm und Herr v. Falkenhayn seinen Ruf. So reicht immer der Vater dem Sohne den Schlüssel zu Ehren und Erfolg, ganz wie in den alten griechischen Gleichnis eine Generation der anderen die Fackel des Lebens trägt.

Felz, Rodus und Karthago mögen sehr nette und fleißige Jungen sein, aber verdienstvoller ist des Ziffermeisters Anton, der sich selbst seinen Platz im Leben schafft. Verdienstvoller ist auch der arme Kaufmannslehrling, der durch seine Intelligenz sich vorwärtsdrängt, und der Arbeiter, der in der Kohlengrube mit hundert Gefährten kämpft. Sie alle haben keine Familienbeziehungen und keine Privilegien, und der Staat, der für die Familienlose so verdienstberühmte, bietet ihnen ein nichts. Das Schulgeld ist unerschwinglich, das Gymnasium ein schöner Traum, und kein Pausenlehrer paßt den kleinen Anton die für's „Einkaufslehre“ nötigen Kenntnisse ein. Des Ziffermeisters Anton dient zwei oder drei Jahre für den König und das Vaterland, und während der abgelaufenen keine Zügelung während der Unterpausen, belohnt Anton feuchtend den Staat. Und nun stellt man sich hin und sagt diesen Leuten,

denen der Staat nichts gibt und alles abverlangt: ihr habt kein Recht in diesem Staat, weil ihr nämlich nicht gebildet seid! Ganz gleich, ob sie im Lebenskampf erkrankt sind, oder sich kraftvoll emporgearbeitet, man sperrt sie von den „Gebildeten“ — Junker, Schulleute und Militärs — ab, und man schiebt sie in ein pfiffiges System den Mund. „Ihr, die ihr nicht gebildet!“ sagen die Herren v. Bethmann, Falkenhayn und v. Falkenbann. Und in diesem Satz offenbart sich die instinktive Abneigung des Bureaucratismus gegen alles, was ohne Kräfte und Zügelungsregeln vorwärtskommt. Es offenbart sich darin auch, neben einer Gefühnsweise, die man nicht mehr ablehnen zu charakterisieren braucht, daß selbst jener wahren Bildung, die beschließen und bilden kann, was man an diesen Herren vermisst, ist die auf selber Bildung laufende Befehlsweise, die nicht in allen vom Schicksal weniger Begünstigten nur einen ungebildeten Mangel sieht. Daß die wirklichen Vertreter deutscher Bildung anders und vornehmer denken als der Junker und seine Bureaucratie, haben sie an dieser Stelle in der großartigen Rundgebung zugunsten der „aufstrebenden Erwerbstätigen“ gezeigt. Kein Zweifel, daß jeder unabhängige Mann in der heutigen Bildungswelt eben so schmerzhaft ein Gefühl der Enttäuschung empfindet. Kein Zweifel, daß kein klug und rechtlich denkender Mann unter den Gebildeten die beidseitige Verschließung fleißig schaffender Volkselemente wünscht. Der Historiker weiß, daß man nicht ungeachtet ein Volk auseinanderreißt, und daß der Hochmut der herrschenden Klasse uns schon einmal an den Abgrund geführt. Der Jurist empfindet nicht den Schmerz der Verleugung ihrer schmerzlichen Unfähigkeit und sieht die Verantwortung, die man mit der Aufhebung der verheerenden Bevölkerungsklassen übernimmt. Der ethische Denker findet, daß die Entrechtung einzelner Teile nichts ist als eine Verbilligung an ganz ein Menschentum; und daß auf der Wage der höheren Gerechtigkeit ein tüchtiger Tischler nicht leichter als ein unzulänglicher Reichsfangler wiegt.

Herci Koujon über den Kaiser. (Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 6. Februar. Verschiedene Zeitungen haben sich bemüht, die aus Berlin zurückgekehrten französischen Künstler über ihre Gründe zu befragen. Die meisten beklagten ein diplomatisches Schweigen. Wo aber ein Urteil ausgesprochen wurde, war es voll Anerkennung für die Lebensvorsorge und den Last des Berliner Empfanges. Besonders die Teilnahme der Bevölkerung an der Pariser Hochparade als ein so sympathisch begrüßt; nur aufständiger Dankbarkeit sprechen die Herren, die in jenen Tagen in Berlin waren, von dem warmen Ton der Presse bei dieser Gelegenheit. Man unterschätzte, hat sich dem Reiz zu einem Mitarbeiter des „Matin“ geholt. Koujon ist der Leiter des Berliner Tageblattes nicht unbekant; er hat bei der Eröffnung der Ausstellung seine Visitenkarte in Gestalt eines sparsamen kleinen Artikels im Journal abgegeben. Er ist gelang hat, verdient deshalb doppeltes Interesse. Er betonte zunächst so deutlich wie möglich, daß es sich um keinen politischen, sondern um einen künstlerischen Versuch handelte, und daß der Vertrag der Ausstellung der Gründung eines französischen Berliner Komitees in Berlin zugute kommen soll. Nachdem er so nationalistischen Angriffen gegen-

über seine Seele gewahrt, plaudert er in voller Offenheit über seine Beobachtungen. Ihn ist aufgefallen, daß der Kaiser nicht der mäde Mann ist, von dem in der letzten Zeit dieblätter erzählt. Er ist voll „frische, jugendliche, Lebensmut“. Und sein Französisch? fragte der Journalist, dem Koujon antwortete: „Alle Menschen, die wir kennen lernten, Künstler, Leute der Gesellschaft, Beamte, fast alle, mit denen wir zu sprechen Gelegenheit hatten, beherrschten unsere Sprache in überaus schöner Weise. Der Kaiser übertrifft aber diese Fähigkeiten vollständig noch erheblich.“ Die französischen Gäste waren sehr versorgt darüber, daß bei dem Souper in der französischen Botschaft keine offiziellen Reden gewechselt wurden. Die Tatsache des Kaiserbesuchs war ja an sich bedeutungsvoll genug, meint Koujon. Dann schließt er: „Wir kehren mit dem angenehmsten Eindruck zurück und sind dankbar für alle Höflichkeit, die man uns erwiesen hat. Der Ton der deutschen Zeitungen bei der Hochparade war uns ein Beweis dafür, daß die Achtung vor unserer Stellung in der Welt einer allgemeinen Empfindung entspringt, nicht nur der besonderen Höflichkeit jener Kreise, in denen wir verkehren.“

Gegen die Bibliotheksgebühren. Eine Protestversammlung.

Dem Bund der freien Herren der freien wissenschaftlichen Vereinigung an der Universität und der Technischen Hochschule zu Berlin war gestern nach den Beschlüssen des Wahles eine allgemeine Klamer-Verammlung einberufen worden, in der gegen die Einführung von Ausleihgebühren in den preussischen Bibliotheken Protest erhoben werden sollte. Die Versammlung erhielt eine besondere Bedeutung dadurch, daß der Generalsekretär der Berliner Königlichen Bibliothek, Geheimrat Adolf Harnad, ihr betrautete und seinen Standpunkt vorlegte.

Geheimrat Professor Dr. Richter

das Wort. Neben von Seiten noch von Studierenden dürften nach seiner Meinung eigentümliche Gebühre für die Benutzung der öffentlichen Bibliothek geltend werden. Einmal sei unser Staat trotz aller Finanzlagen denn doch nicht so arm, daß die Erfüllung der Bibliothekens erfordere. 24.000 Mark nicht auf andere Weise zu beschaffen waren. Das könne er, Richter, als alter Finanzkünstler wohl einzuschauen beurteilen. Die von den Studierenden der Bibliotheksgebühren, darunter auch von den in der Versammlung zu aller Freude anwesenden Geheimrat Professor Dr. Harnad, nicht gemachten Gründe seien bei aller Hochachtung vor deren wissenschaftlicher Autorität nicht stichhaltig. So die Abnung der Bücher durch das Anstehen, das Berlin ertragen ausgiebiger Bücher — alles Dinge, mit denen jeder beratige Betrieb rechnen muß und gegen die man sich zum Teil durch Zinsen sichern könne. Was besonders die Benutzung betrafte, so sei es eher ein Kompliment für die Wissenschaftlichkeit der Benutzer. In einem Artikel des „Berliner Tageblattes“ habe Professor Schwenk die Bibliotheksgebühren verteidigt und sie mit den Kollegengebühren, dem Schulgeld usw. in eine Reihe gestellt. Auch dieser Standpunkt ist unbillig. An sich ist die Gebühr von 2.50 Mark für das halbe und 5 Mark für das ganze Jahr nicht bedeutend, dennoch gebe es arme Studierende genug, die selbst diese Summe nicht aufbringen könnten, und man müsse selber sagen: Principis obsta! Man habe auch erklärt, die Gesamtheit der Studiergähler könne nicht für die Minderheit der Studier-

Gesellschaft.

Von Paul Schüller. (Redaktion verboten.)

Tischfartchen.

„Ihm ruhen noch im Zeitenloche die schwarzen und die hellen Löse.“ Der Zeitenlocher ist ein süßes Zaubel, das dir der Diener auf dem Korridor entgegenhält. Die Ziehung beginnt, und schon hältst du, o Wächterin, den Napf in der Hand, der über das Schicksal zweier Stunden entscheidet. Du hast den Namen deiner Nachbarin — wie oft ist die rechte die falsche — murmelt: „Ach, es war nicht meine Wahl!“, und legt das Mädchen zu den anderen, die du schon in der Tafel hast.

In dem großen Vorterrassen des Lebens spielt die Tischordnung die Rolle einer kleinen Sonderlotterie. Mit vielen Nieten und wenig Gewinnen. Für den Einsatz eines Hemdes, und einiger koste dem Schloß geweihten Stunden erlaubt du dir die Chance, einen Treffer zu machen. Die Chance ist dir sicher; die kann dir keiner rauben. Ist doch Hoffen so süß! Es gibt Menschen, deren Leben aus lauter Chancen besteht. Eine immer schöner als die andere. Und wenn das Spiel aus ist, dann ist der Saldob ein verlorener Einsatz. Aber je mehr Chancenlotterie gegeben hat, der weiß Bescheid. Wenn die Sonne nicht solche Optimisten, dann würden sie einfach sagen: ich habe nicht mehr mit. Aber so gibt es die bis tiefen Hoffnung opfert du deinen Einsatz. Vielleicht trifft du heute die Reine, die Götze, die Gine. Und der Saldob ist — ein verlorener Abend.

Tischgespräch.

Du weißt nicht, was sie ist; du weißt nicht, was sie hat. Dein Los ist nur ein unbeschränktes Blatt. Und so bist du ohne Steuer dem Meer einer unersichtlichen Unterhaltung preisgegeben.

Im Schwärze deines Angehtes sollst du deine Satzungen haben. Es ist nicht leicht, einen fremden Menschen zwei Stunden lang zu unterhalten. Wenn es so leicht wäre, dann würden nicht so viele Bekehrte bestehen. Und dabei hat doch ein Dichter noch mehr Mühe als ein Tischgespräch, zumal er im allgemeinen weder durch Fesseln noch durch Karrier abgelenkt wird. Es ist nur gut, daß es noch keine Grammophon für Tischgespräche gibt. Es würde etwas Schreckliches dabei heraus- und hineinkommen. Man kann nicht so ohne weiteres leuchten, klagen und klingen sprechen.

Verlangt man denn von einem Tischgespräch, daß es an jeder — Schachtel Feuer fängt? Der neue Komet ist ja soweit ganz gut; klammere dich an seinen Schweif, und er trägt dich über die Spitze hin. Aber was dann? Es dir nicht ein Schiffschiff über nicht, reben nicht mit um jeden Preis. Nur keine Panik. Egal reden. Worte sind dazu da, um die Gedankenlosigkeit zu verbergen. Du bist nicht zum Vergnügen eingeladen; du bist zum Diner eingeladen. Aber auch das ist nicht wahr. Denn was hast du von dem köstlichsten Nummer, wenn du dir dein Gehirn zerhacken müßt? Was mühen die zerhackten Spitzgesellen, wenn dein innerer Mensch sich andauernd mit der Frage: Was sage ich doch? zu beschäftigen muß? Wo die Pflicht der Unterhaltung beginnt, da hören die Fremden des Naches auf. Wenn man sich zwischen einer toten Postkarte und einem lebendigen Menschen teilen muß, dann ist es der Junge schließlich gleich, ob sie Trüffel oder Kartoffeln zu kosten bekommt.

Wasser.

Der Himmel verhält, daß deine Tischdame im Laufe des Naches Wassertrunk bekommt. Alles kommt du auf einem Diner verlagern. Nur kein Wasser. Man hat seinen Durst mit Wein oder Sekt zu stillen. Auf Wassertrunk wird nicht gerechnet. So ein Diner ist an Wasserlosigkeit nur noch mit der Sahara zu vergleichen. So weit das Auge reicht, keine Wasserlöcher. Wenn alles vorbei ist, kommt Wasser. Aber dann ist es nicht zum Trinken, sondern zum Waschen. Der Wassertrunk ist nicht nur deplaciert und verächtlich, nein, du setzt die Leute auch in die tödlichste Verlegenheit, wenn du auf einmal Wasser verlangst. Wenn also deine Dame das widernatürliche Verlangen äußert, Wasser zu trinken, dann ist es am besten, du überhöst es. Kommt sie auf ihr Verlangen zurück, so murmelte etwas Unverständliches und bringe das Gespräch auf andere Dinge. Bist du aber auf ihrem Seiten, und du kommst absolut nicht drum herum, so bleibst eben nichts übrig; du wirst dem ersten deinen Diner und erwidert ihm Liebe, oder entscheidest um etwas Wasser.

Über die Folgen dieses Schrittes müßt du dir klar sein. Das erste wird sein, daß der Mann dich namenslos verachtet. Du müßt dich mit dieser Tatsache abfinden. Die Hand, die eben noch „Kauentaler Berg“ gelächelt hat, hält es für unter ihrer Würde, nunmehr gewöhnliches Wasser herbeizuschicken. Du müßt also nicht glauben, daß der Mann nun Dals über Kopf hinausstrahlt, um deinem Ge-

fühen nachzukommen. O nein; er hat Wichtiges zu tun. Er muß „reichen“. Der neue Feuer er noch einmal reiden. Und wenn er fertig gereicht hat, dann hat er dich und deinen Auftrag längst vergessen. Der Mensch behandelt dich genau so, wie du deine Tanne behandelt hast. Du müßt es dreimal sagen. Und wenn das Wasser schließlich kommt, dann ist es kein Wasser, sondern — Seltenerwasser.

Zigarren.

Das Mahl ist zu Ende. Du hast ausgelitten. Die Trennung der Geschlechter vollzieht sich mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes. Du reitest dich in ein Zimmer, wo keine Tischdame deiner harzt, sondern ein anspruchsloses Wesen, das keinen anderen Geiz hat, als schweigend gemessen zu werden und deinen Anse zu verbergen. Die Zigarre ist das Symbol selbstloser Hingabe. Sie glüht für dich, sie geht für dich durchs Feuer; sie hängt an dir bis zum letzten Zuge. Du aber bist imstande und nimmst dir, bevor ihre Asche noch kalt ist, eine andere.

Außerdem steckst du dir eine in die Tasche. Und eine nimmst du dir mit auf den Weg. Manchmal auch zwei. Oder auch drei. Zigarren sind vogelfrei. Man kann ein feinstreuer Mann sein; bei den Zigarren dreht der Kommunismus durch. Alle Rechtsbegriffe sind ausgelassen. Ich kenne Kavaliere, die im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte sind und sich ihren Lebensunterhalt leisten und recht mit der Coupsure verdienen; aber Zigarren stellen sie wie die Raben. So sind sie in der angenehmen Lage, niemals welche fangen zu müssen, dennoch aber ihren Gästen stets ein wohlfortiertes Lager der verschiedensten Sorten vorsetzen zu können.

Trinngeld.

„Zum Schluß kommt das Weinanberegern.“ Man bittet dich, noch zu bleiben. Aber man wünscht dich zu allen Teufeln. Und nun tritt die Trinngeldfrage an dich heran. Was gibt man? Wenn gibt man? Wo gibt man? Gibt man oben oder gibt man unten?

Oben ist es manchmal schwierig. Wenn der Gastgeber mit auf dem Korridor kommt, dann müßt du dich brechen und wenden; denn deine Seele schämt sich, in seiner Gegenwart das Bortemomnie zu geben. Außerdem gibt es hohe Menschen, die nur darauf warten, daß du die Worte siehst, um dich anzupoppen. Sie haben ein feines Geld bei sich, und die Marx, die du ihnen gibst, sieht bei niemals wieder. Es gibt Kavaliere, die davon leben, daß sie kein feines Geld bei sich haben.